

Nr. 147. Bromberg, den 26. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(14. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

„Er sagte: Wenn sich etwas Merkwürdiges ereignet, was ja nicht ausgeschlossen ist, denn wir leben ja in einer höchst merkwürdigen Zeit — und außerdem habe ich einen so merkwürdigen Traum gehabt — und überhaupt fühle ich mich heute so merkwürdig — und alles sagte er mit einem so komischen Gesicht, als stünde er auf der Bühne —, dann passen Sie auf alles gut auf, Pilatus, bis ich selbst wieder wie eine Katze auf meine Pfoten komme! Hier haben Sie zehn Gulden extra, und jetzt verschwinden Sie gütigst von der Bildfläche, denn ich bekomme Damenbesuch. Und denken Sie daran, daß Sie sich eher würgen und vierteilen lassen sollen, als daß Sie über irgend etwas, das hier im Hause geschieht, zu anderen schwatzen . . .“

„Kam denn häufig Damenbesuch?“

Sie nickte. Josephus Bok nannte zwar Frau Pil immer „Pilatus“, aber nun war sie schon beinahe zum Judas geworden!

„Haben Sie auch schon mal eine Dame hier getroffen?“

„Nein. Ich mußte jedesmal Besorgungen machen . . .“

„Sie dachten also, als Sie gestern um fünf Uhr in die Stadt geschickt wurden . . .“

„Daß der Herr noch rasch Abschied — von der — von ihr nehmen wollte, bevor er nach Paris fuhr . . . Man denkt ja so mancherlei, was man nicht denken sollte; aber dafür sind wir ja doch auch nur Menschen . . .“

„Ganz recht“, sagte Dupore und lächelte ihr sehr freundlich zu. „Und Sie glauben, daß sie bestimmt hier war?“

„Ganz bestimmt, denn auf dem Teetisch standen zwei leere Tassen, und ein Paar, nein, z w e i Paar entzückende, sehr teure Pariser Schuhe, die er für sie zur Ansicht hatte kommen lassen, waren aus dem Schrank oben mitgenommen . . .“

„Haben Sie irgendeine Ahnung, wer diese Dame gewesen sein könnte?“

„Nein, ich bin nicht neugierig, und ich verstehe ganz gut, daß ein gesunder Mann mit viel Geld, der noch dazu so gut aussieht, auch mal in ein Paar andere Augen gucken möchte . . .“

„Kamen auch manchmal Damen, o h n e daß Sie — „auf Besorgungen geschickt“ wurden?“

„Jawohl — die Tochter von Herrn Rondeel, aber die erst in den letzten Wochen . . .“

„Allein?“

„Nein, da war ich dabei . . .“

„Das kann ich mir denken . . . Und fuhr sie mit dem Auto vor?“

„Dann muß sie einen anderen Wagen benutzt haben“, mischte sich der Chauffeur in das Verhör, „ich habe sie nie hierher gefahren.“

„Dürfte ich mir den Schrank mal ansehen, aus dem die Pariser Schuhe mitgenommen wurden?“ fragte Dupore, der von diesem Verhör genug zu haben schien.

„M u ß das sein?“ entgegnete die Wirtschafterin, während ihr Unwille sichtlich wieder auflebte.

„Es m u ß sein“, sagte Dupore mit aller Bestimmtheit.

Wütend ging sie voraus in das üppig eingerichtete Schlafzimmer im ersten Stock. Der Kommissar warf einen flüchtigen Blick in das ganz moderne Badezimmer, das mustergültig sauber war, und zeigte auffallend starkes Interesse für ein daran grenzendes, sehr unordentliches Zimmer mit dem bewußten Schrank, die „alte Schatzkammer“, wie Joopje Bok zu sagen pflegte, wenn er feuchten Auges an die Tage dachte, da er noch im Theater aufgetreten war, bis eine scheinbar chronische Erkrankung seiner Stimmbänder ihn zwang, sich von der Bühne zurückzuziehen und ein Unterkommen in dem Versicherungsbüro seines Vaters zu suchen, der froh war, den „verlorenen Sohn“ wiederzukriegen. Für den lustigen jungen Kerl, der schon bei seinem ersten Auftreten als Komiker einen ungeheueren Erfolg errungen hatte, war es wahrhaft tragisch gewesen, daß er nach einer erfolglosen Kur in Deutschland nun tagtäglich den Gang zur Börse antreten mußte. In der „alten Schatzkammer“, in der nie aufgeräumt werden durfte — das tat er selber — verwahrte er seine liebsten Erinnerungen: seine Kostüme, seine Waffen, seine Perücken; an den Wänden des geheiligten Raumes hingen die einfachen ledernen Tuniken des bewaffneten Griechen, ferner Schuppenpanzer, Brustharnische, Schwerter, Pfeile, Bogen, Speere, ein ägyptischer Turban der mit zwölf Edelsteinen gezierte Brustlatz eines Hohenpriesters aus dem Tempel zu Jerusalem, daneben wieder eiserne Fausthandschuhe, Streitäxte, Sturmhauben, Schilde, Hellebarden, Rapiere und Reiterpistolen. Beinahe das halbe Inventar einer pleitegegangenen Kostümfirma hatte er aus Liebe zum Fach aufgekauft, und in besonders rührseligen Anwandlungen zog er hin und wieder, wenn er aus dem Bade stieg, einen Panzer über. In den unteren Räumen war von alledem nichts zu merken; da lebte der biedere Josephus Bok von der All-Risk-Versicherungsgesellschaft, der es zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte — oben entpuppte er sich zuweilen als der alte Komödiant, der Racine rezitierte, während er unter der Dusche stand.

Das alles hatte jedoch für Nathan Marius Dupore wenig Interesse. Er warf einen Blick in den Schrank, in dem die Pariser Schuhe gestanden hatten, und besah sich dann die verschiedenen Perücken, die numeriert in Schachteln verwahrt waren. Endlich warf er einen Blick auf seine Uhr — es war längst nach elf —, dankte der Wirtschafterin mit einem liebenswürdigen Lächeln und fragte nur noch rasch an der Haustür, die sie ihm bereitwillig genug öffnete, ob sie vielleicht einen Herrn René Rana kenne.

„Nein!“ antwortete sie mürrisch; „nie davon gehört!“

Sie schmiß die Tür zu und legte die Kette vor, und als sie sich im abgeschlossenen Hausflur wieder sicher fühlte, machte sie sich Luft und belegte den verhaßten Besuch mit einer Fülle außerordentlich charakteristischer Epitheta, und im Volksmund mehr oder weniger üblicher Schmeichelwörter wie „Roter Schinderhannes!“ . . . „Verdammte Kanaille . . . u. a. m.

Dies machte aber Dupore wenig aus, dem derartige Schimpfereien hinter verschlossenen Türen nichts anhaben konnten. Er setzte sich schweigsam neben den Chauffeur und fuhr aus seinen Grübeleien erst wieder auf, als aus einem Fenster in der Wohnung Hans Thyssens ein Kopf mit wirrem Haar zum Vorschein kam und eine grelle Stimme fragte, was denn los wäre.

„Ich komme mit einer Bestellung von Herrn Thyssen“, sagte Nathan Dupore.

„Von dem armseligen Schlucker, dem Habenichts!“ klang es höchst indigniert aus dem Fenster. „Was mag der Kerl von mir wollen? Am Ende steht sein Name schon in den Zeitungen?“

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich eben mal heraufzulassen?“ bat der Polizeibeamte höflich. „Es ist

war ein wenig spät, aber es handelt sich um höchstens fünf Minuten . . ."

„Sie können es mir ja so sagen", meinte die Flickschneiderin und stemmte die Ellenbogen auf das Fensterbrett. „Und ein bißchen rasch, bitte, ich möchte mir nicht gern Ihretwegen eine Lungenentzündung holen . . ."

Dies war, wenn er Klothilde und die Witwe Menzel Polack nicht mitzählte, im Verlauf einer Stunde nun schon die dritte Frau, die eine Angelegenheit gern von einem im zweiten Stockwerk belegenen Fenster aus behandelt und zu der man zweifellos keinen Zutritt erlangt hätte, wenn man nicht zur Polizei gehörte. Sogar das glänzende Luxusauto schien ihr nicht weiter zu imponieren.

„So kann ich nicht gut mit Ihnen reden", sagte Duporc. „Es ist nämlich eine diskrete Angelegenheit . . ."

„Wenn Sie so nicht sprechen können", rief die schrille Stimme, „dann sprechen Sie eben nicht!" Und schon flog das Fenster zu.

„Mit der Frau möchte man im Mondschein spazierengehen", bemerkte Duporc trocken, und dabei war er auch schon auf der Treppe, da einer der Hausbewohner, der seinen Hund hinauslassen wollte, gerade die Haustür geöffnet hatte.

Im zweiten Stock klopfte er an die Wohnungstür.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme. Und weil die Fragerin wohl schon vermutete, daß es „der Kerl von der Straße" wäre, legte sie schon soviel Groll in diese drei Worte, daß es einen anderen gar nicht nach mehr gelüstet hätte.

„Ich", flüsterte Duporc, und zugleich öffnete er die Tür mit einem der rostigen Schlüssel des Hans Thyssen, die er auf dem Dordrechter Polizeirevier an sich genommen hatte.

„Allmächtiger!" schrie die Frau jetzt, aufs äußerste empört über solche Unverschämtheit. „Wenn Sie sich nicht sofort zum Teufel scheeren . . ."

„Polizei", sagte Duporc und hielt ihr seine Marke vor die Nase. „Je weniger Radau Sie machen, desto besser wird es für Sie sein, mein Fräulein . . ."

Von dem auf die Straße hinausgehenden Fenster aus würde sie die ganze Gegend zusammengeschrien haben — hier aber, im traulichen Halbdunkel der kleinen Diele, verlor sie ihre Sicherheit.

„Was wünschen Sie denn eigentlich?" sagte sie jetzt etwas zugänglicher.

„Ich wünsche Ihnen einen guten Abend", sagte Duporc, „und ich möchte mich hier nur rasch mal ein wenig umschauen. Hier haben Sie was für Ihre Bemühungen, denn ein Mensch, der schwer um sein tägliches Brot arbeitet, soll seine Zeit nicht umsonst vergeuden."

Er legte einen fast noch ganz neuen Taler neben die Lampe; sie lächelte dankbar, denn solche Freuden waren der armen Seele offensichtlich nicht häufig beschieden.

„Wenn Sie das nur gleich gesagt hätten, daß Sie von der Polizei sind", sagte sie und guckte sich das Geldstück ganz genau an, „dann hätten Sie sich doch nicht erst all die Treppen heraufzubemühen brauchen. Was ist denn mit dem Hungerleider los?"

„Ist Herr Thyssen Ihnen was schuldig?"

„Na, ob!" antwortete sie rasch. „Ich wundere mich gar nicht, daß der mal an den Unrechten gekommen ist! Als ich gestern abend einen Zettel hier vorfand — bitte schön, da liegt er: ‚Erwarten Sie mich heute abend nicht. Ich muß fort. H. T.', da dachte ich mir gleich: Wenn das nur gut abläuft! Er hatte höchstens zwei Taschentücher und ein Paar Stiefel, die so zerrissen waren, daß ich sie ihm schon nicht einmal mehr putzte. Heute morgen will ich mich in der Küche waschen, und da hatte er mir doch wahrhaftig meine Seife geklaut! Aus Dordrecht wollte er Geld mit nach Hause bringen! Aber daran glaube ich nicht. Heute morgen war gerade so'n Geheimer wie Sie im ersten Stock, dann auch im dritten, um Erkundigungen einzuziehen; ich selber war schon um acht Uhr weggegangen. Hätte er mich angetroffen, so würde ich ihm gleich gesagt haben, daß hier was nicht ganz koscher ist; der Zettel kam mir zu verdächtig vor, und in seinem Zimmer war gestern abend so'n verdächtiger Gestank, da wird er sich wohl das Gift zurechtgebraut haben, das er dem ermordeten Bankier eingegeben hat."

Duporc, der ohnmächtig gegen diesen Wortschwall war, versuchte nun auch einmal seinerseits zu Worte zu kommen.

„Darf ich mir sein Zimmer mal ansehen, Fräulein? Es dauert keine zwei Minuten . . ."

„Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu beeilen," sagte sie, „ich habe Zeit, und wenn Sie auch die ganze Nacht . . ."

Im Zimmer des Hans Willem Adrian Thyssen schaute sich Nathan Marius Duporc so rasch um wie einer, der mit seiner Meinung ja schon fertig ist und nur der Sicherheit halber alles noch einmal nachprüft.

Der Arbeitstisch war mit Büchern, Zeitschriften, Broschüren und Zeitungen derart überladen, daß für die gottbegnadete Arbeit, Träume für lesebegierige Zeitgenossen niederzuschreiben, kaum ein kleines Fleckchen übrigblieb.

Das Sofa diente auch als Stapelplatz für allerlei Literatur, und endlich stand noch ein geschlossener Bücherschrank da, der so vollgepfropft war, daß sich die Bretter bogen.

Auf dem kleinen Tischchen lag in einer Luxusausgabe „Die Beichte von Stanislau Erkerman", jenes psychologische Buch, von dem der unglückliche Autor auf dem Dordrechter Polizeibüro gesprochen hatte.

„Ich möchte mir diesen verschlossenen Schrank mal ansehen", sagte Duporc und rasselte mit dem verrosteten Schlüsselbund des Schriftstellers.

„Bemühen Sie sich nicht", sagte das nun schon ganz für ihn eingenommene Fräulein und trat rasch und beflissen heran. „Ich habe selbst einen Schlüssel, der dazu paßt. Von außen sieht man nur Bücher unten hinein stopft er alles, was ich nicht sehen soll und was er gern allein aufessen möchte. Na, was habe ich Ihnen gesagt?" Und mit einer triumphierenden Handbewegung zeigte sie auf den Raum unter dem untersten Brett.

Da lag in der Tat allerhand: ein leergekratztes Butterbüchschen, eine leere Kognakflasche mit einem pompösen Etikett, eine leere Zwiebackdose und eine leere Sardinenbüchse. Die Leere gähnte einen geradezu an.

„Ich danke schön", sagte Duporc, der sich ausschließlich für ein paar alte Gillete-Messerchen interessierte und darauf mit einem der Schlüssel Thyssens den Schrank wieder zuschloß.

Im Papierkorb fand er einen Papierballen, Überreste des „Kirchlichen Familienblattes", aus dem Hans Thyssen sich die verhängnisvollen Sohlen zurechtgeschnitten hatte.

Duporc untersuchte das alles ganz nachlässig, beinahe gleichgültig. Die Sache wurde doch wieder kompliziert. Die Spur ließ sich nicht so einfach verfolgen. Der arrogante Schriftsteller mit seiner Drohung, die Sache in den Tageszeitungen zu veröffentlichen, war allem Anschein nach nur dem gerissenen Josephus Bok zum Opfer gefallen, der im D-Zuge einen Entlastungszeugen brauchte. Aber solange man keine absolute Gewißheit hatte und nicht genau feststand, welche Rolle Hans Thyssen in dieser Sache gespielt hatte, und weiter: solange die sonderbare Witwe Menzel Polack, die Jaapje Eekhorn besucht hatte, ihre Anzeige des Juwelendiebstahls, den sie diesem literarischen Hungerleider zur Last legte, aufrechterhielt, durfte man sich durch Gefühlsmomente nicht erweichen lassen.

Duporc war schon im Begriff, das Arbeitszimmer des Schriftstellers, dem hier dichterische Eingebungen kommen sollten, zu verlassen, als ihm plötzlich ein offenes Heft mit Aufzeichnungen und Entwürfen von Hans Willem Adriaan auffiel.

Das Fräulein, das ihm bei seinen Nachforschungen behilflich gewesen war, hatte sich auch schon mit rasch zugreifenden Fingern daran zu schaffen gemacht. Oben auf der ersten Seite stand in einer nervösen Doktorhandschrift zu lesen:

Reinier Rana, genannt René, dessen Leben und Werke, Erinnerungen und Leidensgeschichte das wahrhaftige Abbild eines Zeitgenossen geben, der die Einsamkeit dem Verkehr mit Menschen vorzieht.

„Das ist stark!" sagte Duporc, der nur selten seine Gedanken laut zu äußern pflegte.

Er begegnete hier nicht nur zum dritten Male diesem Namen, den er nicht unterbringen konnte, nein, er entdeckte nun sogar noch höchst verblüffende Einzelheiten. Hans Thyssen hatte unter anderem mit Bleistift noch dazu gekritzelt:

Teils um sich zu rächen, teils aber auch getrieben von der Sucht, sich unabhängig zu machen, tötet er ihren selbstsüchtigen Vater.

„Wenn sich mir jemals irgendeine Chance bietet, dann wird mich kein Mensch davon zurückhalten, sie auszunutzen — und müßte ich über Leichen gehen. Zum Sklaven bin ich nicht geboren", denkt er heute.

Motiv: Schuld und Buße.

Der Familienname Rana ist dem wirklichen vorzuziehen, obwohl dieser größere Geschmeidigkeit verrät. Vergleiche A. E. Brehm.

Breckeckeks! Koax! (nicht übel als Spottruf, wenn er die Flucht ergreift).

Vergleiche Bölsche „Liebesleben in der Natur".

Der Fisch im Menschen, Seite 23.

Das Tier im Menschen, Seite 478.

Rana ist gänzlich empfindungslos, sobald er sich im Zustande der Verliebtheit befindet.

Das Adjektiv „amoureux" ist platteren Andeutungen stärksten Interesses auf sexueller Grundlage vorzuziehen.

Degenerationserscheinungen.

Wenn er bei dem Unfall verwundet ist, schleppt er sich weiter und wird wieder gesund.

Sie weiß von dem Mord, bleibt aber unter seinem Bann.

— — — — — — — — — —

„Verdammt nochmal!" sagte Nathan Marius Duporc wieder halblaut: „Entweder ist *der* komplett verrückt, oder ich werde es. Bei dieser Affäre treibt der Teufel selber sein Spiel und stellt alles auf den Kopf! Hat hier wohl ein gewisser Herr *Rana* verkehrt, Fräulein?"

„Es gehen hier so viel Hungerleider aus und ein", sagte das Fräulein, „man sieht hier so viele mit langen Haaren und grünen Gesichtern herumlaufen, daß es ganz unmöglich wäre. Einen Ranja kenne ich — Rana? nein!"

„Kann ich wohl ein Glas Wasser haben?" fragte Duporc, der sich wirklich nicht ganz wohl fühlte.

Sie wollte ihm eine Tasse Kaffee aufdrängen, aber als er darauf bestand, daß er nur Wasser trinken wollte, trippelte sie in die kleine Küche, um erst noch rasch ein Glas sauber zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Herder.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte**.

Der Gräflich Lippesche Konsistorialrat Herder ging mit unruhigen Schritten in seinem kleinen, niedrigen Arbeitsraume auf und ab. Vor dem Hause wartete schon die Hofkutsche, und der weißperückte Heiduck hatte sich bereits dreimal auf dem Flur geräuspert, aber Karoline kam immer noch nicht. So wenig sie sonst auch auf modischen Putz und streng zeremonielles Gewand gab: heute, wo es die Aufführung eines Werkes von ihrem Herder galt, schien sie sich nicht von ihren Pudertöpfen und Parfümfläschchen trennen zu können, die so gar nicht in das schlichte Pfarrhaus an der Wallstraße passen wollten.

Herders Stirn zog sich kraus zusammen, und aufgeregt zerrte er an den achtlos in die Tasche gesteckten Enden seines himmelblauen, mit breiten Goldborden besetzten Schoßrockes, der ihm mit der weißen Weste und dem hellen Hut, der achtlos auf einem Bücherhaufen neben dem höfischen Dreispitz lag, eher das Aussehen eines französischen Abbé als eines kleinstaatlichen protestantischen Geistlichen gab. Er mußte plötzlich an den ersten Abend in Bückeburg denken. In der Dämmerung war er angekommen und sogleich zur Audienz befohlen worden. Da es aber eine geraume Zeit gedauert, bis der Friseur gefunden war, konnte er erst um neun Uhr vorgestellt werden, was der Graf, der mehr auf soldatische Pünktlichkeit als auf vorschriftsmäßig gepuderte Perücken sah, sehr übel vermerkt hatte. Ein Rest dieser Verstimmung war lange geblieben, und ungezählte Male hatte sich Herder mit Swift in Irland, Lazarus, im Grabe, Prometheus am Felsen, Theseus auf dem traurigen Stein verglichen, sich einen armen Exulanten und Johannes auf Patmos genannt, bis dann wie ein stilles, scheues Licht die Gräfin Maria Barbara Eleonore in sein Leben geleuchtet und sanft manchen Gegensatz zwischen dem zarten, empfindlichen Manne und der kraftvollbestimmten Persönlichkeit ihres Gemahls auszugleichen gewußt hatte.

Er wollte gerade unwillig an dem perlengestickten Glockenstrang neben der Tür ziehen, als Karoline, die ihm nach bitteren Kämpfen vor einem Jahre angetraut worden war, eintrat und ihn mit schnellem Kuß zu beschwichtigen wußte. Bald darauf rollte der Wagen in den von spärlichem Neuschnee trübe erhellten Februarabend. An der 1615 erbauten Stadtkirche mit ihrer strengen Inschrift „Exemplum religionis non structurae" vorbei, in der er Sonntag für Sonntag der kleinen Residenz predigte, fuhr er vorsichtig die steile Hauptstraße hinunter, bog unter dem steinernen Herkulesbogen an Adrian de Vries' köstlichen Brückenfiguren vorbei in den pechfackelschwelenden, weiten Schloßhof. Soldaten aus des Grafen menschenfreundlicher Invalidenkolonie am Herrl, die bei größeren Festen die spärliche Zahl der Diener zu vermehren pflegten, sprangen herbei. Windlichter glänzten auf. Stimmengewirr schwoll, bis sie im kleinen Saal standen, an den sich der große Festraum anschloß.

Freundlich kam ihnen die junge, blasse, frühalternde Gräfin entgegen und kurz hinterher der Graf selbst, von Herders Nachbarn, dem Kammerrat und Polizeidirektor Westfeld, begleitet. Herder verbeugte sich mit ruhiger Würde, die der allem Zeremoniell abholde, straffe, gerade Herr liebte, bis der diensttuende Kammerherr um das Zeichen zum Beginn der Aufführung bat. Graf Wilhelm winkte, die hohen Flügeltüren sprangen auf, und man ordnete sich auf den bunten Seidenstühlen, die überall aus dem Schlosse zusammengetragen waren. Der Fürst, dem sein Vater ein arg verschuldetes Land hinterlassen hatte, sparte, wo er konnte, und steckte die Überschüsse, die seine winzige Grafschaft bei musterhafter Verwaltung seit einigen Jahren wieder abwarf, lieber in sein kleines, trefflich geschultes Heer und die Erweiterung des Wilhelmsteins im Steinhuder Meer, auf dem er eine Kriegs- und Ingenieurschule hatte einrichten lassen, die Gutes versprach. Zog doch heute schon der Name seines jungen Schülers Scharnhorst die Aufmerksamkeit der mancherlei Gäste auf sich, die ihn häufig besuchten.

Herder wurde mit vieler Achtung begrüßt, denn so wenig auch seine gelehrten und doch gefühlstrunkenen Predigten zu gefallen vermochten, so sehr spürte man das Außerordentliche in ihm und fühlte manchmal sogar etwas wie Mitleid mit dem vielgereisten, welterfahrenen Manne, den ein enges Amt eingespannt hielt, um so mehr, da der Hof reformiert war.

Johann Christoph Friedrich Bach klopfte auf. Die Damen und Herren, die für einige Augenblicke noch heiter plaudernd, während die Musiker stimmten, beisammen gestanden hatten, setzten sich. In der Ambassadeurloge blickte man gespannt in die Konzertzettel. Die Ouvertüre zu Herders „Brutus" klang empor. Vor wenigen Wochen hatte er die Dichtung zu des Grafen Geburtstag geschrieben. Sie war stärker im Wollen als in der Ausführung, und überall spürte man, was ihm freilich keiner zu sagen gewagt haben würde, den Einfluß Klopstockscher Dramen. Aber er hatte auch an kein Bühnenwerk gedacht; eher schwebte ihm eine neue Gattung von Poesie, eine Verbindung von Gemälde und Dichtung, eine Musik vor, die über die Poesie nicht herrsche, und in der die Worte nur von ihr auszufüllendes Fachwerk und Netz seien. Das Gedicht sei nur, so hatte er des großen Thomaskantors Sohn weitläufig auseinandergesetzt, die Unterschrift am Gemälde, Leitung des Stromes der Musik durch zwischengestreute Worte. Der Konzertmeister hatte nur in seiner wortkargen Art genickt und war ruhig auf Herders ehrgeizige Pläne eingegangen, obwohl jener, wie er wußte, auch mit dem Ritter Gluck in Wien angeknüpft hatte.

Aber die Komposition war trefflich und ging fest mit der kühn ausgreifenden Dichtung zusammen. Schon nach dem ersten Chor des streng nach Plutarch und Shakespeare gebauten dünnen Strebewerks ließen die Herrschaften Dichter und Musiker bitten und schüttelten ihnen herzlich die Hände. Herder sah in manches ehrlich begeisterte Auge und hatte ganz vergessen, daß er am Mittag noch ingrimmig seines reformierten Kollegen Catel, der ihm soeben freundlich zugenickt, wenig amtsbrüderlich gedacht hatte.

Aufatmend ging er an seinen Platz zurück und ließ sich den leichten, zärtlichen Fächerschlag Karolinens, die ihn mit brennenden Augen empfing, gefallen.

Flöte, Fagott und gedämpftes Horn malten Brutus' Seelenqualen. Hinein schmetterten zwei grelle Trompeten Römerzorn und Römerwillen. Über allem schwebte klagend, von stöhnenden Celli und Bässen getragen, wie ein flügelmüder, todesbanger Adler eine Geigenstimme. Aber jetzt rollender Donner der Kesselpauken, Geprassel der Becken, Geklirr des Triangels ins empörte Geschrei des Volkes um den gemordeten Cäsar. Antonius spricht. Gleißende Harfenarpeggien schmeicheln.

Shakespeare! Vor wenigen Wochen noch hatte er für das schmale Heft „Von deutscher Art und Kunst" einen begeisterten Aufsatz über ihn geschrieben, heiß aus dem Vulkan seines glühenden Herzens heraus: „Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels, so ist's bei Shakespeare. Nun freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuß seines Felsenthrones Haufen murmeln, die ihn erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern — und die er alle nicht höret!" Was hatte ihn diesem unermeßlichen Gebirge zugeführt, voll tiefer, zerrissener Schlünde, dröhnender Wälder, stürzender Quellen und befreiender Gipfelsicht? War es nicht die innere Verwandtschaft, das hemmungslose, gefühlsgewaltige Schauen, das geierkühne Kreisen um die letzten Fragen, das ewige Aufblitzen unsterblicher Gedanken, sprühend aus gewittergrollenden Nächten? War's nicht das Volk in ihm, das von höfischer Gunst unangefressene, natürliche, treue, das zu ihm hindrängte, wie es den Frankfurter Freund und Herzensbruder jäh aus tändelnden Rokokorosenketten gerissen hatte? Ihm würde einst der volle Lorbeer grünen. Hatte er nicht im gleichen Aufsatz mit Seheraugen geschrieben: „Glücklich, daß ich noch im Ablauf der Zeit lebe, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, den ich vor seinem Heiligenbilde mehr als einmal umarmet, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache herzustellen?" Und was hatte ihn bewegt, gerade Brutus für seine Dich-

tung zu wählen? War es nicht der unbeugsame Freiheitssinn des niedrig Geborenen, der im Volk Wurzel und Krone des langsam und erst von den frühen Lerchen der Dichtkunst umflogenen Deutschland sah?

Mächtig setzte der Chor jetzt mit dem Schlußgesang ein. Der stille, bescheidene Bachsohn stand über sich selbst gehoben vor seinen Musikern. Und eine Brücke spannte sich von ihm und seines Vaters Werk zu dem lodernden Bückeburger Konsistorialrat und über die Wipfel des Wiehengebirges hinweg ins alte, fröhliche England zu dem großen Germanen. Klang nicht in ihnen tieftönend die strömende, unaufhörlich sich erneuernde deutsche Mystik? Waren sie nicht alle aus jenem Geist geboren, der Gott Bruder nennt und keiner Menschensatzung bedarf? Waren nicht Shakespeare und Bach unfaßbar und ohne Vorgänger, Bürger und doch Götter, ohne den Arbeitsschweiß und die krampfig zusammengeballten, rüttelnden Fäuste kämpfender Heroen, sicher im Besitz ihres Genius und königlich verschwendend? Und wie leise keimende, schmerzliche Bitternis zog es über Herders zergrübeltes, durchpflügtes Gesicht: er hörte die Stimmen, die jene zu ballen vermochten, sah die blassen Schemen erhabener Werke, ohne ihnen den Bluttrunk der gestaltenden Erweckung geben zu können, die Summe der Wirklichkeit aller menschlichen Seelen.

Und während er schwindelnd den gewaltigen, kreisenden Traum von der Bestimmung des Menschengeschlechts zu unendlich wachsender Vervollkommnung träumte, schwoll Händeklatschen, blitzten Galanteriedegen, brachte ihm ein bescheiden-schlichtes, tätiges Fürstenpaar sein ganzes Herz, spiegelte in den Augen des jungen Bach rein und wolkenlos der klare, pflichteifrige und bürdenfrohe deutsche Tag.

Der Sänger über dem Bärenzwinger

Eine Anekdote aus alter Zeit von **K. Siemers.**

John Abell, der um 1660 irgendwo in England das Licht der Welt erblickte, war wie viele seines Berufes ein Mensch, der sich um das Herkommen bürgerlicher Ehrbarkeit wenig kümmerte. Und wenn die Gnadensonne königlicher Gunst über ihm neiderregend aufging, so nahm er das als ganz selbstverständlich hin. König Karl II. von England schätzte seinen Hof-Lautensänger John Abell so sehr, daß er ihn nach Venedig zum Karneval schicken wollte, um den Italienern zu zeigen, daß auch in dem Nebel Britanniens schöne Menschenstimmen gedeihen können.

1693 infolge der Revolution verlor John Abell als Papist seine Stelle bei Hofe. Kurz entschlossen hängte er die Laute über den Rücken und ging auf Kunstreisen. In Amsterdam und Hamburg bewunderten die Handelsherren jenen mit Sphärenklängen verschmelzenden Gesang, an dem sich sonst Englands König mit seiner Hofgesellschaft ergötzt hatte. 1698 ließ sich der englische Sänger in Kassel hören. Dort hielt man den raren Vogel mit Geld und Gunst fest und gab ihm den Posten eines Intendanten der Musik, weil er „einige Geheimnisse besaß, seine zärtliche und natürliche Altstimme auf das reinste bis ins spröde Alter zu bewahren."

John Abell badete in Wein, schlief in Damastbetten, liebte die schönsten Frauen und den ältesten Tokaier, hielt Equipage wie ein Graf mit einem Kammermohr hinter sich. So gingen seine Reichtümer schnell wieder in Rauch auf, und er machte noch Schulden dazu. Die Gläubiger drohten, holten ihm seine silbernen Teller unter dem Munde weg, — kurz, die Herrlichkeit des übermütigen Sängers entschwand, wie sie gekommen war. Das paßte John Abell schlecht. Er ließ sich ein paar Wanderschuhe noch auf Kredit anfertigen, nahm seine Laute wieder über den Rücken, sang sich dem Töchterlein des Torschreibers ins Herz und entwischte mit ihrer Hilfe durch ein Hintertürchen bei Nacht aus Kassel.

Nun konnte John Abell wieder über die Landstraßen wandern und mit den gefiederten Sängern des Waldes um die Wette Musik machen. Geld drückte ihn nicht, und ein Nachtquartier im Walde oder in einer Bauernscheune war ihm auch recht, nachdem er nicht mehr in Daunenkissen schlafen konnte. So kam der Sohn Albions wandernd durch Wälder und Sümpfe nach Warschau. Die Kunde von der Ankunft des Sängers gelangte durch Zufall vor den König. Die Majestät gab Befehl, daß John Abell bei Hofe erscheinen solle. Johnny vertrank und verwürfelte den Tag mit Freunden, und die polnische Majestät wartete vergeblich auf den Engländer. Man geruhte, Nachsicht mit dem Musikanterblut zu haben, und lud John Abell auf einen anderen Tag. Der Sänger war einer glutäugigen Polin ins Netz gegangen und dachte an nichts anderes, als sich justament in das Herz der Dame zu singen. Er ließ den König von Polen König sein. Nicht aus bösem Willen, sondern mehr aus Vergeßlichkeit.

Ein anderer hätte schon beim ersten Mal kreuzweis in Ketten geschlossen und ferne von Mond und Sonne darüber nachdenken können, daß man die großen Herren nicht ungestraft warten läßt. Der König bezwang auch diesesmal seinen Ingrimm und schickte Johnny Abell eine dritte Einladung in seine bescheidene Herberge. Dem Sänger ward schwül, als er das dritte Mal die Einladung empfing. Er wagte nicht weiter vergeßlich zu sein und stand am nächsten Tage wartend in einer weiträumigen Halle des Königsschlosses.

Der König ließ lange auf sich warten. Ein Diener wies dem Engländer einen Sessel an. John Abell nahm die Laute zwischen die Knie und ließ sich gemächlich nieder. Er stimmte und probte einen leisen Akkord, als er sich plötzlich schweben fühlte. Ein unsichtbarer Arm zog ihn von der Erde empor. Er wollte entsetzt aufspringen, aber der Boden versank unter seinen Füßen. Die Tiefe brandete vor seinen Augen; ihm schwindelte. Hoch oben an der Decke des haushohen Saales schwebte er über Boden und Decke. Die Laute von der Hand umkrampft, saß der Sänger mit schreckweiten Augen in schwebender Pein.

Huschte nicht ein tröstliches Lachen über die Galerie, wo ein Vorhang sich bauschte? Da teilte sich der Vorhang unversehens und heraus trat — der König, begleitet von Rittern und Hofdamen, die in die Taschentücher kicherten. Träumte er? Von unten durchschütterte ihn ein wildes Brummen. Bären richteten sich unter ihm auf und fauchten ihn zähnefletschend an. Wenn die Stricke, an denen der Sessel hing, rissen oder nachgaben, war er verloren. Der König weidete sich augenscheinlich an der Angst des Sängers und redete ihn hart an. John Abell sollte wählen: Entweder singen oder zwischen die Bären plumpsen. Ein grinsender Soldat stand mit blanker Klinge bereit, die Seile zu durchhauen.

Unten sah der Sänger in gräßlich fletschende Mäuler. War er nicht bemitleidenswerter als weiland Daniel in der Löwengrube? Natürlich wollte er lieber singen. Mit zitternden Fingern stimmte er die Laute und begann das Vorspiel, während sein Sessel leise schaukelte. Dann sang er eine künstliche, verschnörkelte Arie, „Reading ends in melancholy . . ."

Dem Sänger ward leichter zumute, da er seine Angst hinaus singen konnte. Der König schloß halb die Augen und lächelte versöhnt. Die Schlachtzizen blinzelten fröhlich, und die Hofdamen lockten mit großen runden Augen. Unten die Bestien waren still geworden und drehten unendlich erstaunt die plumpen Köpfe nach oben. John Abell fühlte, daß er noch nie so schön gesungen hatte, und kam sich wie Orpheus zwischen den wilden Tieren vor — —

Ungern ließ der polnische König den Engländer weiter ziehen. John Abell kam nach vielen Irrfahrten und beladen mit Geschenken, auch vom bayrischen Kurfürsten und vom allerchristlichsten König von Frankreich, 1701 in sein Vaterland zurück, wo er betagt gestorben ist.



Bunte Chronik



* **Ein Wasserfall der Selbstmörder.** Im japanischen Erdbebengebiet liegt auch die alte historische Stadt **Nikko**, wo der berühmte Schogun Jeyasu begraben ist. Eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt bildet der tosende Regonfall, der auf die japanischen Selbstmörder dieselbe Anziehungskraft ausübt, wie die großen Brücken Europas und Nordamerikas. Die Zahl der Selbstmörder, die hier ihrem irdischen Dasein gewaltsam ein Ende bereiten, beläuft sich auf durchschnittlich **hundert Lebensmüde** beiderlei Geschlechts im Jahre. Die Stadtverwaltung von Nikko hat auf der Höhe des in eine Tiefe von 250 Fuß abstürzenden Falles ein Wachthaus errichten und den Zugang zu den Fällen mit Stacheldraht absperren lassen, trotzdem hat die Zahl der Selbstmorde nicht abgenommen. Da die Stadt Nikko die Kosten für die gewöhnlich bis zur Unkenntlichkeit entstellten Selbstmörder zu tragen hat und die städtische Kasse dadurch arg belastet wird, so hat der Magistrat ein Preisausschreiben erlassen, das 2000 Yen für die beste Lösung zur Verhinderung der Selbstmorde am Regonfall verspricht.

* **Ein Münzenfund.** In einer Kiesgrube in der englischen Grafschaft Kent, in der schon des öfteren Funde aus der Römer- und sogar aus der Steinzeit gemacht worden sind, wurde kürzlich eine Sparbüchse mit Goldmünzen gefunden. Die größte, in Paris geprägte, Münze datiert aus dem Jahre 150 v. Chr., die übrigen, bei denen nicht festgestellt werden kann, ob sie in Gallien geprägt worden sind, stammen aus dem Jahre 50 v. Chr.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.